



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen

Platzweg, Carl

Paderborn, 1882

P. Wilhelm Weber, S. J. - P. Wilhelm Mayer, S. J. - P. Ernst Hanxleden, S. J.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27556

P. Wilhelm Weber S. J.

aus

Erfurt.

(1663—1700. † auf der Reise nach Indien.)

P. Wilhelm Mayer S. J.

aus

Deggendorf (Baiern.)

(1661—1700. † auf der Reise nach Indien.)

P. Ernst Hangleben S. J.

aus

Honabrück.

(† 1732. Missionär in Ostindien.)

Ein apostolisches Kleeblatt haben wir hier, dessen drei Blätter zusammen gehören, wie sich im Verlaufe der Erzählung zeigen wird. P. Wilhelm Weber stammte aus dem Sachsenlande. Er war geboren zu Erfurt, den 21. August 1663. Seine Eltern zeichneten sich durch wahre Tugend und Frömmigkeit aus. Sie standen daher bei ihren Mitbürgern in hoher Achtung. Zu ihren nächsten Verwandten zählten sie zwei Bischöfe, von denen der eine als Weihbischof von Erfurt, der andere als Weihbischof von Mainz der Kirche treue Dienste leistete. Der letztere hieß Dr. Stephan Weber, war Bischof von Mysien, i. p. i. Weihbischof und General-Bikar, Kanzler der Universität Mainz, um das Jahr 1585, und ein großer Freund der Gesellschaft Jesu.

Der junge Wilhelm erhielt in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht und besuchte später die aus sechs Klassen bestehende höhere Schule. Mit guten Zeugnissen der Erfurter Anstalten versehen, siedelte er dann nach Mainz über, um bei den Vätern der Gesellschaft Jesu Philosophie zu studiren. In Mainz vernahm er die innere Stimme, die ihm sagte, daß er diesem Orden sich anschließen solle. Gott der Herr, welcher unsere Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe leitet, ließ den braven Jüngling seinen Beruf erkennen. Auf seine wiederholten Bitten hin wurde er den 15. Juli 1685, nachdem er schon zwei Jahre lang dem Studium der Philosophie sich gewidmet hatte, in das Noviziat der Gesellschaft aufgenommen. Als er die Probezeit des Noviziats überstanden und also für das religiöse Leben einen festen Grund gelegt hatte, vollendete er seine philosophischen Studien zu Fulda und wurde dann Professor an der dortigen höheren Schule. In Fulda wirkte er mit großem Erfolge unter der studirenden Jugend drei Jahre lang und ging dann auf Anordnung seiner Oberen zum Studium der Theologie über. Am Schlusse dieses vierjährigen Coursus vertheidigte er öffentlich mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit die schwierigsten Lehresätze der Theologie und erhielt dann noch in demselben Jahre 1694 die heilige Priesterweihe. Wie flammte sein Seeleneifer, nachdem er Priester geworden! Sein lebhaftester Wunsch war, mit der Fahne des Kreuzes unter die Heiden zu treten und in den auswärtigen Missionen verwendet zu werden. Mit diesem apostolischen Gedanken trug er sich seit Jahren. Er schwebt seiner Seele unablässig vor. Mit diesem seinem edlen Vorhaben stand eine merkwürdige Beschäftigung in Verbindung, die vielleicht dem einen oder andern Leser ein stilles Lächeln entlocken dürfte, aber zweifelsohne auch von demjenigen mit angeregt wurde, „welcher Alles weise anordnet.“ In freien Stunden übte er sich nämlich gleich nach den Noviziatsjahren im Glaschleifen, in der Bearbeitung der Metalle, im Schmieden, Löthen, Schmelzen und in ähnlichen mechanischen Künsten und Handarbeiten. Da es immer sein Bestreben war, die Theorie in die Praxis umzusetzen, so suchte er auch seine physikalischen und chemischen

Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Unter den Wilden in den Urwäldern oder in den Sandsteppen von Asien sollten seine Kenntnisse und Fertigkeiten der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen dienstbar werden. So ist es ja in der Ordnung, daß alles irdische Streben nach oben gehe und dem höchsten und letzten Zwecke untergeordnet werde. Alles zur größeren Ehre Gottes!

General der Gesellschaft Jesu war damals P. Thyrus Gonzalez. An diesen wandte sich, von Seeleneifer brennend, P. Weber. Die Entscheidung des Generals lautete dahin, sich noch einige Zeit zu gedulden, die Uebung wahrhaft apostolischer Tugenden fortzusetzen und dann durch die Provinzial-Obern den Beruf für die auswärtigen Missionen prüfen zu lassen. In Folge dieses Schreibens wurde er nach Etlingen in Süddeutschland geschickt, um das dritte Probejahr zu beginnen, wie es in der Gesellschaft Jesu üblich ist. Die französischen Kriege hatten damals in jenen schönen Länderstrichen Süddeutschlands Trümmer und Ruinen angehäuft. Allenthalben hörte man Wehklagen. Eingescherte Städte, verödete Dörfer und Ortschaften, überfüllte Lazarethe und Krankenhäuser, Epidemien, Armuth und Elend in vielfachen Gestalten, machten diese Gegend zu einer reichen Ernte für die christliche Charitas. Hier mußten Männer sein, die ein Herz hatten für leibliches und geistiges Elend der Mitmenschen und ohne Säumen thatkräftig eingriffen, um zu helfen und zu trösten, um zu retten, was zu retten war. Hier hatte sich eine Vorschule gefunden, die geeignet war, einen Missionär für die auswärtigen Missionen heranzubilden. Auf diesem apostolischen Felde erschien P. Weber. Hier besuchte er die Kranken, tröstete die Sterbenden, erschütterte die Sünder, rüttelte auf die Lauen, spendete die hl. Sakramente, predigte das Wort Gottes und verhinderte, so weit sein Einfluß reichte, in einzelnen Fällen die Rohheiten der französischen Soldateska. Die Raub- und Brandkriege unter Ludwig XIV. von Frankreich, die unermessliches Elend über Deutschland brachten, sind ja eine geschichtliche Thatsache, die so leicht nicht der Vergessenheit anheimfällt. Unter diesen Umständen mußte dem P. Weber das Tertiat wie im Fluge vorüberziehen. In der kurzen Zeit hatte er schon viel

Gutes gewirkt. Da eröffnete sich ihm eine neue Aussicht. Seine Sehnsucht nach Indien sollte endlich gestillt werden. Von Rom traf die Erlaubniß ein, sich nach Ostindien zu begeben, um in der malabarischen Provinz verwendet zu werden. Zunächst reiste er nun nach Lissabon, und stellte sich dem Procurator der malabarischen Provinz zur Verfügung. Dieser erkannte bald die vortrefflichen Eigenschaften des frommen Ordensmannes und sandte ihn nach Rom, damit er mit dem General der Gesellschaft über eine neue Mission von Malabar unterhandeln möchte. In Rom billigte man sein Vorhaben und gab ihm ausgedehnte Vollmachten, für die Mission bewährte Personen des Ordens auszusuchen, oder Andere in die Gesellschaft aufzunehmen. Das neue Unternehmen mußte jedoch, nachdem er von Rom nach Deutschland zurückgekehrt war, bekannt gemacht und empfohlen werden. Deshalb durchwanderte er jetzt die deutschen Gauen, besuchte die größeren Städte am Rhein, der Donau und dem Main, und gab sich viele Mühe, Arbeiter in den Weinberg zu rufen, welcher ihm von seinen Vorgesetzten zugewiesen worden war. An vielen Orten, namentlich in seiner Vaterstadt Erfurt, erhielt er reiche Geschenke und mancherlei Gegenstände, die ihm in seiner Mission nützlich sein konnten. Da man wußte, daß er eine große Vorliebe für physikalische Instrumente hatte, so wetteiferten seine Freunde und Gönner, ihn mit solchen Gegenständen auszurüsten. Bald hatte er einen nicht unbedeutenden Vorrath von Brennsiegeln, Fernröhren, Vergrößerungsgläsern, camerae obscurae, lucernae magicae, Trigonon, Polygonen, Sonnenringen, Compassen, Höhenmessern und ähnlichen Gegenständen. Natürlich mangelten auch die Devotionalien nicht, sondern waren in reicher Fülle vorhanden: Crucifixe, Rosenkränze, Gemälde, Bilder, Kupferstiche, Medaillen, Alles sollte P. Weber für seine neuen Landsleute mit auf die Reise nehmen. Besondere Freude machte ihm das Bildniß des seligen Johannes de Britto, der in Indien, im Königreiche Marava im Jahre 1693 den glorreichen Martirertod fand, indem seine Hände und Füße und zuletzt das Haupt abgehauen wurden. Schon war Jener zwei Jahre für sein Unternehmen thätig und konnte bereits neunzehn angehende Missionäre

um sich versammeln und sie für die hl. Sache begeistern. Sie erhielten seinen Segen und wurden bei günstiger Gelegenheit vorausgeschickt und kamen glücklich in Goa an. Zu diesen für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden Geworbenen gehörten P. Benedikt Freysleben aus Neustadt an der Saale, P. Georg Emmerich aus Mainz, Franziskus Weiß, Alumnus des Priesterseminars zu Würzburg, gebürtig aus Zellingen am Main in Franken und Andere. Drei Genossen behielt er noch zurück, die sich später mit ihm einschiffen sollten, nämlich: Magister Ernst Hanzleden von Osnabrück, der eben seine philosophischen Studien beendet hatte und nun als Novize in die Gesellschaft aufgenommen wurde, um sein Noviziat auf der Reise nach Ostindien zu beginnen. Er war ein wackerer, beherzter Jüngling, entschlossen, mit philosophischer Ruhe den stürmischen Meereswogen sich anzuvertrauen. Zu dieser kleinen nachrückenden Schaar gehörte noch Caspar Schillinger, der als weltlicher Reisegefährte angenommen war und endlich P. Wilhelm Mayer, der treue Reisegefährte und Todesgefährte des P. Weber, der es im hohen Grade verdient, daß wir seiner besonders gedenken.

P. Wilhelm Mayer war gebürtig aus Deggendorf an der Donau, im Bisthum Regensburg und erblickte das Licht der Welt im Jahre 1661. Nach vollendeten philosophischen Studien trat er 1682 in das Noviziat zu Landsberg ein. Mit großer Hingebung an die ihm anvertraute studirende Jugend gab er vier Jahre hindurch Unterricht in den Gymnasialfächern. Zum Studium der Theologie zugelassen, setzte er seine ganze Kraft daran, sich zu einem tauglichen Werkzeuge in der Hand Gottes durch Aneignung gründlicher Wissenschaft heranzubilden. Seine Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Zum Priesterthum durch Gebet und Studien und durch die sakramentale Gnade stufenweise geführt, fühlte er in seinem Herzen das lodrende Feuer der Gottes- und Nächstenliebe. Wo immer schwierige Verhältnisse sich ausgestaltet hatten, wo ein Mann von großer Umsicht und Thatkraft nothwendig war, dahin schickten die Obern als Operarius, das heißt als Seelsorger, den P. Wilhelm Mayer. Neun Jahre war er an verschiedenen Orten in

der Seelsorge thätig. Da, wo er abberufen wurde, sah man ihn ungern scheiden; da, wo er seine Thätigkeit wiederaufnahm, war sein Ruf ihm vorausgeeilt und die öffentliche Meinung schon zu seinen Gunsten erobert. Von Morgens früh bis Abends spät arbeitete er am Heile der Seelen. Die stete Abtödtung seiner Sinne, die schweigsame Discretion seines Charakters, die heldenmüthige Selbstverläugnung, die innige Liebe zu Jesus und zu der gebenedeiten Gottesmutter Maria, sein auferbauliches Beispiel in allen Lagen des Lebens, machten es ihm leicht, Vertrauen zu finden und die unsterblichen Seelen dem Gekreuzigten in die Arme zu führen. Viele armen Sünder aus allen Ständen verdankten ihm ihre Bekehrung. Dennoch fühlte er, daß seines Bleibens in katholischen Gegenden nicht war. Deutschland war ihm zu eng. Das Vaterland zu klein. Nach Ostindien, wo noch Millionen im Heidenthum schmachteten, zog es ihn mit fast unwiderstehlicher Gewalt. Er war auf Alles gefaßt. Und wenn dort die junge, aufkeimende Saat des Evangeliums mit seinem Blute befruchtet werden sollte, so konnte er sich keine größere Ehre denken, kein süßeres Glück vor die Seele führen. Kurz: er bat um die indische Mission, bekam die Zusage, schloß sich dem P. Weber an und machte sich reisefertig. Von München, wo er einer großen Bürger-Congregation vorstand, nahm er Abschied und empfahl sich dem Gebete seiner Congreganisten und zog gen Augsburg, wo er mit P. Weber und dem hoffnungsvollen Nobizen Ernst Hanyleden zusammentraf. Eine herzliche Begrüßung, wie sie unter denen stattfindet, die auf demselben Wege nach demselben edlen, höheren Ziele streben, vereinigte die christlichen Helden, die von jezt an vereinigt unter derselben Fahne kämpfen sollten. Nachdem hier noch verschiedene Einkäufe gemacht waren, die geeignet schienen, die Gemüther der Indianer für die Glaubensboten zu gewinnen, stellte man die Reise unter den Schutz des hl. Franziskus Xaverius und der hl. Schutzengel, welche die besten Reisegefährten sind, und reiste den 3. Oktober 1699 von Augsburg ab. Ueber Innsbruck, Trient, Venedig, Ferrara, Bologna und Florenz traf man glücklich in der Seestadt Livorno ein. Leider ereignete sich auf dieser Reise ein Unglück,

welches die kleine Gesellschaft in tiefe Trauer versetzte und zum innigsten Mitleid rührte. Ein Franziskanerpater, der sich ihnen zugesellt hatte, um nach Italien zu reisen, stürzte auf dem Apenninen-Gebirge so unglücklich mit seinem Pferde von einem Felsen herab, daß er nach einigen Augenblicken spurlos in der Tiefe verschwunden war. Das Suchen und Rufen war vergebens. Der Arme hatte in den Abgründen den Tod gefunden. Es war das erste Memento mori, welches den Missionären auf ihrer Missionsreise in den Ohren erklang. Es sollten noch andere Todesmahnungen kommen. In Livorno lag ein französisches Rauffahrtschiff vor Anker, welches sie für vierzig Thaler (die Person zu zehn Thaler) nach Alexandrette in Syrien bringen sollte. Die Lebensmittel, für welche die Reisenden selber zu sorgen hatten, mußten herbeigeschafft werden. Darunter waren ein Hammel und achtundvierzig Hühner, deren Fütterung dem Novizen Ernst Hangleben anvertraut wurde. Es war sein erstes Experiment, das er bestand zur Zufriedenheit Aller. Am 3. November 1699 gingen die Reisenden unter Segel. Zwischen den Inseln Corsika und Sardinien schlich sich ein tunesisches Raubschiff heran, welches man glücklicherweise noch zeitig genug erblickte, so daß man es durch Losbrennen eines groben Geschüzes zur Flucht zwingen konnte. Auf der Insel Malta und Cypern war eine dreitägige Ruhe vergönnt. Nach sechswöchentlicher Fahrt wurde am 15. Dezember glücklich die syrische Stadt Alexandrette erreicht, von den Türken Scanderon, von den Lateinern Alexandriola genannt. Der liebe Gott fügte es so, daß sie daselbst eine Karabane von dreizehn Personen antrafen, die gut bewaffnet war und der sie sich der Sicherheit wegen anschlossen. Die Gegend wimmelt von arabischen Räubern nach Türken Art. Das nächste Ziel der Reise war Aleppo, wo man nach drei Tagen ankam. Dort wirkte eine Niederlassung französischer Jesuiten, von denen die Missionäre mit großer Liebe und Güte aufgenommen und bewirtheet wurden. Man wollte jetzt auf dem Flusse Euphrat hinab zum persischen Meerbusen fahren und von da weiter nach Indien. Aber ein Krieg zweier Staaten am persischen Meerbusen ließ diese Reise nicht rathsam

erscheinen. Deshalb entschloß man sich für den Weg über beide Armenien durch Persien bis zum indischen Meere. Auf Anrathen der Freunde suchten sich Alle in türkische Kleider zu stecken und versahen sich mit türkischen und französischen Pässen.

Hier stellte sich auch ein neuer Gefährte ein. Nikolaus Pieri, ein tüchtiger Büchsen Schmied von Aleppo, ein biederer Mann, der nachher wegen seiner Lokalkenntnisse so treffliche Dienste leistete, wurde als Laienbruder aufgenommen. Gott der Herr verläßt die Missionäre nicht. Auch hier fand sich bald eine Karabane von dreißig Kaufleuten, welche mit ihren Waaren, die auf vierundzwanzig Lastthieren geladen waren, nach Tauris in Medien zogen. Die kleine Missionsgesellschaft wurde zur Mitreise freundlich angenommen und nun begann die beschwerliche und gefahrvolle Reise auf Pferden und Kameelen. Gleich in den ersten Tagen hatte man schon einen Angriff von Straßenräubern und Wege- lagerern zu bestehen, die mit Lanzen und Gewehren den Weg versperrten. Es entspann sich ein heftiger Kampf. Auf beiden Seiten blieb ein Mann todt auf dem Platze. Die Räuber fühlten sich wohl nicht stark genug, denn sie flohen in die Wälder zurück. Mit großer Behutsamkeit zog man weiter. Des Nachts mußten Sicherheitswachen sich ablösen, um die Ruhenden zu schützen. Am 24. Februar hielt die Karabane an den Thoren von Erzerum, der Hauptstadt des türkischen Armenien, und am 1. März war sie in Kars, der letzten befestigten Stadt an der persischen Grenze. Hier sollten Hanzleden und Schillinger in's Gefängniß wandern, weil man sie für fliehende Sklaven hielt. Schon waren sie festgehalten und mit Stricken gebunden, als der Karavanenführer sie noch rechtzeitig durch ein türkisches Trinkgeld befreite. Dankgebete stiegen zum Himmel auf, als man endlich das persische Gebiet betrat. Die Perser sind nämlich wohlwollender und freundlicher, so daß die durchreisenden Fremden weniger Schwierigkeiten finden. Am 11. März war man in Erivan. Zwei französische Patres und ein Laienbruder bewohnen daselbst ein kleines Haus und dienen den dortigen Katholiken. In der Fremde, fern von der Heimath, fühlt man tiefer die Angehörigkeit und Gemeinsamkeit des Ordens. Darum

schlägt das Herz höher, wenn man einem Mitbruder begegnet. Die brüderliche Liebe sucht sich in gegenseitiger Hülfeleistung zu überbieten. So war es hier der Fall. Die Freunde empfahlen sich einander im Gebete und schieden getröstet und ermuntert von einander. Nach vielen ermüdenden Tagreisen begrüßten die Pilger die Stadt Tabriz oder Tauris. Auch hier fanden sie Alles mohammedanisch mit Ausnahme einer kleinen Gemeinde, welcher zwei ehrwürdige Kapuzinerpatres vorstanden. Den 20. April zogen die unverdrossenen Glaubensboten mit einer neuen Karavane weiter bis zur Hauptstadt Ispahan, wo ein dreimonatlicher Aufenthalt im Hause der Unsrigen war. Wie wohlthuend war die Ruhe, wie angenehm der Klang des Glöckleins, das zum Gebete und zu den geistlichen Uebungen rief! Es gibt unzählige kleinere Opfer, welche der Missionär bringen muß, wenn er an die schöne Ordnung eines wohleingerichteten Ordenshauses gewöhnt war. Wehmüthig verabschiedeten sich die Freunde. Die letzte Station, die Hafenstadt Bender-Abassi am persischen Meerbusen ward endlich den 15. October erreicht. Die überaus anstrengenden und aufreibenden Reisen zu Lande waren nun glücklich überstanden. Einem anderen Elemente sollten jetzt die kühnen Boten des Evangeliums ihr Schicksal anvertrauen. Wer hätte es gedacht, daß die beiden, fast unzertrennlichen Gefährten, welche die Vorsehung vereinigt hatte, in den Meereswogen ihr feuchtes Grab finden würden! Abgemattet und halbkrank ging man den 3. November unter Segel nach Goa in Indien, der Begräbnißstätte des hl. Franziskus Xaverius.

Auf einem besetzten Schiffe ist Gelegenheit geboten, wahren Seeleneifer zu üben. So oft ist es nothwendig, daß der Priester eingreife, um das Böse zu verhindern! Nachdem P. Weber und P. Mayer die Schiffsmannschaft und Passagiere begrüßt und sich mit ihnen bekannt gemacht hatten, begannen sie, so zu sagen, eine fortgesetzte Mission. Gebet, Unterricht und persönliche Belehrung der Einzelnen wechselten ab. Jeden Morgen war christlicher Unterricht. Dann betete man Glaube, Hoffnung und Liebe, erweckte Reue und Leid und verrichtete verschiedene andere, passende Gebete. Ein gemeinsames Abendgebet vereinigte dann

Alle wieder. Die Veitanei von allen Heiligen und das Salve Regina und eine kurze Gewissensforschung schlossen den Tag. Außerdem suchte man im Privatverkehre den christlichen Sinn durch geistliche Gespräche zu erneuern und die etwaigen Vorurtheile gegen die Religion aus den Herzen zu verdrängen. In kurzer Zeit war ein anderer Geist auf dem Schiffe eingekehrt, denn manches Samenkorn war auf einen empfänglichen Boden gefallen. Indeß eine höhere Hand setzte der Thätigkeit der gottbegeisterten Männer ein Ziel. Auf einer großen Missionsreise waren sie; in einer kleinen Mission auf dem Schiffe wirkten sie. Nach Indien kamen sie nicht. Wie Moses auf dem Berge Nebo in das Land Canaan schaute, im Geiste frohlockte und dann auf dem Berge starb, ohne daß er das ersehnte Land betreten hatte, so waren die beiden Patres weit von ihrem Vaterlande, dem ersehnten Indien nahe, aber ihre Füße sollten dieses Land, in welchem sie so viele Heiden zu bekehren hofften, nicht berühren. Der Mensch hat seine Hoffnungen und Wünsche, trifft seine Vorkehrungen und macht seine Pläne, aber es kommt Alles ganz anders, weil die Hand Gottes dazwischengreift. Die frommen Ordensmänner beugten sich vor Gottes Rathschluß und unterwarfen sich mit kindlichem Glauben und Vertrauen.

Ihr Seeleneifer erhielt unterdeß neue Nahrung. Ein anderer gottgefälliger Dienst hatte sie in Anspruch genommen: Die Krankenpflege. Eine furchtbare Sterblichkeit riß auf dem Schiffe ein. Einer nach dem Andern sank dahin, vom tödtlichen Fieber ergriffen. Tag und Nacht brachten nun die Patres und ihre Gehülfen am Krankenbette und am Sterbebette zu und manche Seele wurde für Gott gewonnen. Fast kein ruhiger Schlaf kam über ihre Augen. Nur zuweilen wurde eine kurze Zeit erhascht, um etwas zu schlummern. Endlich erlag auch die starke Natur des P. Weber. Das giftige Fieber hatte wie ein Feuer seinen Körper erhitzt, während seine edle Seele in Liebesflammen gegen Gott erglühte und das Opfer des Lebens immer erneuerte. Das Crucifixbild, das er am Halse trug, nahm er in die Hand und unterhielt sich mit seinem Gekreuzigten. P. Mayer, der auch gar nicht wohl war, vergaß seine eigene Schwäche, um dem

theuren Mitbruder in Christo beizustehen. Er versah ihn mit den hl. Sterbesakramenten, betete ihm vor und horchte auf jedes Wort, um den letzten Willen zu vernehmen und auszuführen. Am 25. November, als eben die freundliche Sonne über dem Meerespiegel aufgegangen war, winkte ihm Jesus, die ewige Sonne der Gerechtigkeit und nahm ihn zu sich. P. Mayer kniete an der Leiche, die Thränen strömten aus seinen Augen; neben ihm knieten die beiden Novizen, Ganxleden und Pieri.

Eine eigenthümliche Leichenbestattung, von den Verhältnissen auf dem Meere gebieterisch gefordert, mußte nun vorgenommen werden. Die Leiche wurde auf ein Brett gebunden und auf dem Verdecke ausgestellt. Das war ein Paradebett, nicht wie es Könige und Fürsten haben, auch nicht, wie es die Priester haben, die in ihrer Pfarrei sterben, sondern wie es dem Gelübde der Armuth in vollkommener Weise entsprach. Die Zeichen und Symbole der priesterlichen Würde fehlten, aber die priesterlichen Tugenden schmückten die heimgegangene Seele. Keine Blumen erfreuten das Auge, aber unsichtbarer Weise flochten die Engel den Kranz der Unsterblichkeit für einen Bekenner Christi. Keine Kerze schimmerte an der Bahre, aber Christus das ewige Licht, hatte seinen Freund aus dem Schatten des Todes gerufen und mit dem Lichte seiner Klarheit umgeben. Wie jetzt die Leiche über den Bogen des Meeres schwebte, so hatte die Seele sich frühzeitig über das Meer des Lebens erhoben, und den Flug genommen in eine bessere Welt. Die Eitelkeiten des Irdischen waren vorübergerauscht; sie hatten den Verewigten nicht gefesselt. So schwebte jetzt der Leichnam eines Jesuiten über den Wasservogel, ein Bild des Kampfes für das Reich Christi. Zwei Kanonenkugeln wurden an die Füße gebunden, damit der Körper sich in die Tiefe senke. Das Schiffsglöcklein ertönte. Es war, wie der Gruß der Kirche: Ave maris stella! Sei gegrüßt, du Meeresstern! Maria war der Schutz des Heimgegangenen gewesen von der Wiege bis zu dieser ärmlichen Todtenbahre! Alle waren zum Gebete niedergekniet, während zwei Matrosen langsam und ehrerbietig die Leiche in die Tiefe des Meeres hinunterließen.

P. Mayer war unterdessen so schwach geworden, daß er nicht

einmal bei dem Leichenbegängnisse zugegen sein und die kirchliche Einsegnung der Leiche vornehmen konnte. Es schien, daß er seinem hingeschiedenen Freunde bald folgen werde, denn der Zustand verschlimmerte sich. Ein Aderlaß brachte keine Besserung. Die Kräfte schwanden, mit ihnen bald das Bewußtsein. Wieder zu sich gekommen, redete er mit P. Weber, als wenn dieser noch lebte; dann wandte er sich wieder an Gott, von dem sein Herz erfüllt war. Nach kurzem Schlummer rief er plötzlich: „Hochwürden, P. Weber! Wir sind nun nicht mehr weit von der Küste von Malabar! Wir sind nahe bei Goa! Wir werden den hl. Franziskus Xaverius sehen. Gott sei Dank! Die Reise geht zu Ende! O, Gott, mein Gott und Alles!“ Dann beehrte er mit Weihwasser besprengt zu werden, drückte das Kreuzifix an seine Brust und fing an zu beten. Die Umstehenden wurden zu Thränen gerührt. Zuletzt brach noch ein giftiges Geschwür hinter dem rechten Ohre auf, welches dem Kranken große Schmerzen bereitete. Doch verlor er keinen Augenblick die Geduld und die heilige Ergebenheit. Am 28. November des Nachts hauchte er seine Seele aus und ging zu seinem Freunde. Dasselbe Leichenbegängniß fand statt, wie vor drei Tagen. Auch über diese irdische Hülle schlugen die Meereswogen zusammen. Diese Betrübniß umgab die Herzen der Novizen, doch sie vertrauten auf Gott, der sie auch glücklich nach Goa führte.

Von den beiden Guilelmi aber können wir nur mit der größten Theilnahme und Liebe scheiden: So lange Studien, so große Vorbereitungen auf die Reise, so viele Segenswünsche, so viele Mühen und Gefahren einer schwierigen Landreise — dann auf dem Schiffe so nahe am Ziele — und doch dasselbe feuchte Meeresgrab! Herr, dein Wille geschehe! So beteten die beiden Freunde! Mit dieser erhabenen Gesinnung wollen auch wir unser Herz vereinigen; denn der Wille Gottes ist das Höchste und Heiligste. Im Leben und Tode waren die beiden Wilhelmi vereinigt. Sie werden es auch dort oben sein! darum schließen wir die Erinnerungen an diese muthigen, apostolischen Männer mit den Worten der hl. Schrift: „Saul und Jonathas, lieblich und schön in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschie-

den; schneller waren sie denn Adler, stärker denn Löwen
Wie sind doch die Helden gefallen im Streite!" 2 Kön. 1, 23. 25.

Was nun aus dem hoffnungsvollen Jünglinge Ernst Hanyleden von Osnabrück, der so fleißig Philosophie studirte und auf dem Schiffe die Hühner fütterte, geworden sei, das möchten die Leser noch gerne erfahren. Der edle Jüngling hat den Erwartungen vollkommen entsprochen. Hätte er keinen wahren Beruf gehabt, so würde die nach irdischer Auffassung fehlgeschlagene Expedition ihn muthlos gemacht und zur Rückkehr in seine Vaterstadt veranlaßt haben. Aber da er wahren Beruf hatte und ein großes Gottvertrauen, so verzagte er nicht, sondern verfolgte beharrlich sein Ziel. Der erbauliche Tod seiner beiden Vorgesetzten hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und einen gewissen heiligen Lebensernst in ihm noch mehr verschärft. In Goa gelandet, stellte er sich den dortigen Oberen zur Verfügung und erzählte ihnen Alles, was sich auf der Reise zuge tragen. Aus dem Jünglinge wurde ein Mann. Er vollendete sein Noviziat, begann seine Studien, und bildete sich zu einem tüchtigen Mitgliede der Gesellschaft Jesu heran. Die großen Hoffnungen der Heidenbetehrung, für welche einst P. Weber ihn, den deutschen Jüngling, begeistert, sollten mit dem verehrten Vater nicht in's Grab sinken. P. Ernst Hanyleden, wie wir ihn jetzt zu nennen haben, da er unterdeß über die Schwelle des Priestertums getreten war, nahm die apostolischen Hoffnungen auf Malabar wieder auf und betrachtete sie als ein heiliges, ihm überkommenes Erbe. Der geistliche Sohn beerbte seinen geistlichen Vater, und schon um dessentwillen, wenn wir von allem Andern absehen wollten, war die Ausrüstung der neuen Mission nicht vergebens, sondern trug die herrlichsten Früchte. Oder sollte eine dreißigjährige Wirksamkeit eines deutschen Missionärs unter den Heiden, der um Gotteswillen sein Vaterland verlassen hat, kein Gewinn sein für das Heil der Seelen! Ueber dreißig Jahre arbeitete P. Hanyleden unermülich in dem malabarischen Weinberge des Herrn. Durch seine Tugend und Wissenschaft war er eine Leuchte des Evangeliums und durch seine rastlose Thätigkeit und liebevolle Dienstfertigkeit eine Hauptstütze der

dortigen Mission. Er starb im Jahre 1732 nach einem segensreichen Wirken für die Sache Gottes und der Kirche, eine Pflanze des deutschen Namens unter den Heiden. Sein Tod wurde allgemein bedauert, in allen Kreisen die ehrenvollste Anerkennung ihm gewidmet. Da er eine philologisch angelegte Natur war, so lernte er die fremden Sprachen mit großer Leichtigkeit und überraschender Schnelligkeit. Die Kenntniß der malabarischen und grandonischen Sprachen war so gründlich und umfassend, daß er sogar die einheimischen, heidnischen Lehrer darin übertraf. Die zwei besten Grammatiken und die zwei besten Lexica für jene Sprachen stammten von ihm. Außerdem gab er mehrere wissenschaftliche und ascetische Bücher heraus. Als sein Tod bekannt wurde, äußerte der Fürst von Malabar: „Die Missionäre haben einen großen Mann verloren und eine Stütze ihrer Religion in diesen Ländern.“ Als der Hochwürdigste Herr Erzbischof den Hingang des Vaters erfuhr, brach er in Thränen aus. Die syrischen Priester hielten für den theuren Verstorbenen Exequien acht Tage hindurch. Besonders hart traf der Schlag das Collegium der Väter zu Ambalacata in Malabarien, dem der Verewigte zuletzt angehört hatte. An den verschiedenen Stationen und Orten, wo P. Hanyleden gelebt und gewirkt hatte, wurde viel geweint, aber auch viel gebetet, als die Todesnachricht eintraf. P. Bernard Bischopink, ebenfalls ein Deutscher, schrieb über den verewigten P. Ernst Hanyleden an seine Brüder in Europa: „Wir und allen übrigen Missionären sollen die herrlichen Tugendbeispiele des P. Hanyleden, dieses großen Apostels von Malabar, zum Muster dienen, und uns ein Antrieb sein, daß wir in seine Fußstapfen eintreten.“

Pieri, der ehemalige Büchschmied, leistete als guter Laienbruder der Mission wesentliche Dienste, und Schillinger kehrte, nachdem er Länder und Städte gesehen, wieder in seine Heimath nach Süddeutschland zurück. So hat die kleine Reisegesellschaft, die einst das deutsche Vaterland verließ, die verschiedenartigsten Schicksale erlebt.